

Genossenschafter freuen sich!

Autor(en): **E.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **11 (1936)**

Heft 8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-101021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen, der bei der Aufstellung der neuen Bebauungs- und Quartierpläne zu Rate gezogen werden und gute Dienste leisten kann.

Wir hoffen, bald in den Besitz dieser Pläne zu kommen. Hernach sollte es möglich sein, da und dort schrittweise kleinere Karrees niederzulegen und frisch zu überbauen. Aber gerade jetzt sind die Hindernisse, die grösseren Bauprojekten entgegenstehen, beinahe unüberwindlich. Wir haben Überfluss an Wohnungen, Läden und Bureaux, die Erstellung neuer Warenhäuser und von Filialen grosser Lebensmittelgeschäfte ist verboten, die Erstellung von Hotels kann verboten werden, man ruft nach weiteren Verboten, so für Alkohol- und alkoholfreie Wirtschaften, dazu kommt die Schwierigkeit der Geldbeschaffung. Angesichts all dieser Hindernisse ist es schon ein Glücksfall zu nennen, wenn es vereinzelt gelingt, einen neuen Baublock zu erstellen. Meines Erachtens kann es sich zur Zeit dabei fast nur um öffentliche oder halböffentliche Gebäude handeln.

Ein paar letzte Bemerkungen möchte ich anbringen über die Erfahrungen, die wir in den letzten fünf Jahren mit dem Erwerb von einzelnen Häusern zur sog. Auslichtung und mit den beiden kleinen Auslichtungen selbst gemacht haben.

Die Häuser, die wir erwerben, sind in schlechtem Zustand, aber bewohnt. Man kann nicht jedes einzelne sofort nach dem Kauf beseitigen, denn die Kosten der Neuaufmauerung der Brandmauern der Nachbargebäude wären viel zu gross. Man muss warten, bis die im Plan vorgesehene Beseitigung einer ganzen Häusergruppe auf einmal erfolgen kann. Wann das möglich ist, weiss man nicht und so begehrt denn die städtische Wohnungsinspektion, dass die Stadt die Wohnungen instand stelle. Und die technischen Beamten sind nicht gewohnt, zu pfeuschen, weshalb solche Instandstellungen leicht zu teuer zu stehen kommen. Wir werden demnächst bei einer ganzen Anzahl solcher Häuser zu entscheiden haben, ob und in welchem Umfange eine Instandstellung erfolgen solle und könne, oder ob es nicht besser sei, das Haus leerstehen zu lassen, bis der Abbruch erfolgen kann. Man sollte die erworbenen Häuser bald beseitigen können, um nicht noch Geld an sie verwenden zu müssen.

Die beiden Auskernungen an der Krebs- und an der Metzgergasse haben den gegenüberliegenden Gebäuden zweifellos Licht und Sonne gebracht. Für die angrenzenden Nachbargebäude brachten sie diesen Gewinn nicht, weil deren Eigentümer auf der freigewordenen Seite, wohl zum Teil aus Angst, sie müssten dann grössere Mehrwertsbeiträge zahlen,

keine Fenster ausbrechen. So sind denn die beiden Plätzchen oben und unten durch hohe Brandmauern abgeschlossen und sehen nicht sehr ansprechend aus.

Die Mehrwertsbeiträge waren im Verhältnis zu den aufgewendeten Kosten so gering, dass man sich sehr überlegen muss, ob man nicht künftig auf ihre Einfeldforderung verzichten wolle. In letzterem Falle ist die gewonnene Fläche nicht öffentliches, sondern privates Eigentum der Stadt und die letztere kann entsprechend der künftigen Disponierung von Bauplätzen und Freiflächen frei darüber verfügen.

Trotz dieser praktischen Schwierigkeiten wird es sich empfehlen, mit diesem freihändigen Erwerb von Liegenschaften fortzufahren, aber bei günstiger Gelegenheit auch Gebäude zu erwerben, die nicht in künftige Freiflächen fallen, sondern voraussichtlich wertvollen Baugrund bilden werden. Auf diese Weise kann sich die Stadt den Mehrwert sichern.

Sodann dürfte es in Bälde ratsam sein, die Altstadt-sanierung zu einer besondern, selbständigen Unternehmung der Stadt zu machen, an die ein regelmässiger jährlicher Beitrag geleistet wird. Heute schon haben die Dienstchefs, die mit andern Arbeiten überlastet sind, nicht genügend Zeit für die Aufgaben der praktischen Altstadtsanierung. Ist ein Chef der besondern Unternehmungen da, der sich ausschliesslich mit diesen Aufgaben befassen kann, so ist eine raschere Lösung der Einzelaufgaben und damit eine Verringerung der erwähnten Schwierigkeiten zu erwarten.

Ich habe etwas viel von den Schwierigkeiten und von den Hindernissen, die bei der Sanierung einer Altstadt überwunden werden müssen, gesprochen. Hoffentlich werden Sie daraus nicht schliessen, dass die stadtzürcherischen Behörden oder der Sprechende der Altstadtsanierung skeptisch gegenüberstehen. Ein solcher Schluss wäre unrichtig. Wir betrachten die Beseitigung der unhygienischen Wohnungen in der Altstadt als eine vornehme soziale Pflicht und als eine schöne, grosse Aufgabe der Stadtverwaltung. Wir sind willens, an ihrer Lösung auch künftig nach Kräften zu arbeiten.

Aber wir sind nicht mehr im Stadium der Werbung für den Grundsatz der Sanierung als öffentlicher Aufgabe, sondern bereits im Stadium der Verwirklichung. Und hier muss sich der Idealismus in dem festen Willen zeigen, trotz aller Schwierigkeiten das gesteckte Ziel zu erreichen. Dazu gehört, dass man alle Hindernisse und Bedenken aufdeckt und in Rechnung stellt, um sie um so sicherer überwinden zu können. In diesem Sinne bitte ich Sie, meine etwas nüchternen Ausführungen entgegenzunehmen.

Genossenschafter freuen sich!

Ein erhabenes Gefühl, für ein Ideal zu kämpfen, im Bewusstsein, dass am gleichen Tage Millionen von Menschen unbeachtet der Landesgrenzen und Meere sich gegenseitig das Gelöbnis der Treue leisten. Tausende, nein Hunderttausende in der Schweiz und Millionen in andern Ländern werden mit Ge-

nugtung und Freude an den 14. Internationalen Genossenschaftstag zurückdenken.

Die Nacht der roten Lampions

Während die Kinder sich in sicherer Obhut des Tages freuten, legten die Erwachsenen an die Häuser

der genossenschaftlichen Wohnkolonien den letzten festlichen Schmuck. Fahnen flatterten im Winde, und aus den Fenstern hingen Tausende von Lampions, bereit, die Nacht feierlich zu beleuchten. Der Berichterstatter hatte diesmal seine Schritte auf den Waidberg gelenkt, wo auf dem Schulhausplatz die Genossenschafter zum ersten Male eine, aber nichtsendestoweniger wohlgelungene gemeinsame Feier veranstalteten. In dem ummauerten, teilweise mit Blumen umrankten Platz, hatten sich ein halbes Tausend festlich bewegte Genossenschafter eingefunden, die dem kernigen Referat von Stadtpräsident Dr. Klöti, das von musikalischen und gesanglichen Darbietungen umrahmt war, freudigen Beifall zollten. Dann, als die Dunkelheit hereinbrach, waren es zuerst die Kleinen, die mit erwartungsvollen, selbstbewussten Gesichtern verschwandern, um sich für den Lampionumzug zu sammeln.

Nicht die Zahl der 250 Kleinen, die mit den leuchtenden Lampions, bergauf, bergab, von Kolonie zu Kolonie zogen, wirkte überwältigend, sondern Freude und Stolz, die aus den Augen leuchteten. Tapfer schritten sie hinter der Arbeiterknabenmusik her. Viele der Knirpse mussten sich gewaltig Mühe geben, um überhaupt nachzukommen, aber keiner wollte zurückbleiben. Da war ein kleines Mädchen, das sich einfach nicht einreihen liess und allein eine Reihe bildete, weil es nicht Schritt halten konnte. Trotzig hob es das Stumpfnäschen in die Luft, auf dem Rücken baumelten die Zöpfe mit den grünen Maschen, weil es wie für Taktschritt seine Beinchen hob und wie ein Grosser mitstampfte. Das ganze Bild ein froher Anblick, und stolz leuchteten die Elternaugen, die überall an den Strassen wachten.

Auch in den Wohnkolonien begannen die Lampions in mildem, rotem Scheine zu strahlen. Ein ungewohntes Treiben belebte die im seltsamen Schimmer liegenden Häuser und Strassen. Wahrlich, die Organisatoren des Tages hatten sich alle Mühe gegeben, um den Genossenschaffern viel und Schönes zu bieten. Wie beim Sechseläuten die Zünfte von Zunfthaus zu Zunfthaus ziehen, so zogen Musiker, Sänger, Turner und Handharmonikaspieler von Wohnkolonie zu Wohnkolonie, überall freudig begrüsst. Dankbaren Beifall erteteten sie für ihre Produktionen, und bis in die Nacht hinein herrschte festliches Leben in den sonst so stillen Kolonien. Überaus feierlich wirkte auch die Beleuchtung, die bei der Dunkelheit erst voll und ganz zur Geltung kam. Beinahe unübersehbar waren die Lampions an der Rousseaustrasse, kein Fenster leer, alle Bewohner wollten ihre Zusammengehörigkeit und das gemeinsame Genossenschaftsideal bezeugen. Wie ein stolzes Schloss in Festesschimmer muteten die hohen Häuser an der Habsburgstrasse an. Nicht nur Lampions, sondern Tausende von farbig leuchtenden Gefässen stunden unter den Fenstern und boten einen märchenhaften Anblick. Begünstigt durch eine herrliche Sommernacht, hätte der Genossenschaftstag keinen froheren und würdigeren Verlauf nehmen können.

Aber nicht nur die Baugenossenschaften der Stadtkreise 6 und 10 begingen den Genossenschaftstag feierlich, sondern überall, wo es genossenschaftliche Wohnkolonien gibt, leuchteten die Häuser in festlichem Glanz. Überaus erfreulich ist die Feststellung,

dass beispielsweise in der Umgebung des Röntgenplatzes die Häuser bedeutend stärker illuminiert waren als im Vorjahre.

Ein wohlgelungenes Volksfest

war die Genossenschaftsfeier der Wollishofer Genossenschafter. Wiederum war der Weg zum Festplatz der ideal gelegenen Spielwiese auf dem Entlisberg durch Lampiongirlanden begrenzt. Im Gegensatz zu den übrigen Quartieren herrschten bei den im Abendwinde raschelnden Fahnen die Genossenschaftsfarben grün, rot, blau vor, während anderswo das Rot die Strassen beherrschte. Lampionumkränzt war auch der Festplatz, auf welchem sich zwei Tage fröhliches Leben abgespielt. In einer kleinen Budenstadt war den jungen Genossenschaffern Gelegenheit geboten, ihre Geschicklichkeit im Werfen usw. zu zeigen. Frühzeitig setzte reger Betrieb ein, und über 1500 Personen zählte die Menschenmenge, die den Platz umsäumte, als der Präsident mit einem launischen Spruch auf die Sympathie des Himmels und das schöne Wetter die Feier eröffnete. Lebhaft begrüsst ergriff dann Stadtpräsident Dr. Klöti das Wort. Er freute sich, dass der Genossenschaftstag zum wahren Volksfeste geworden. Millionen üben an diesem Tage Solidarität. Besonders heute gelte es, auf der Hut zu sein. Das Grosskapital setze alles in Bewegung, um seine privilegierte Stellung zu wahren. Die junge Kraft einer Volksbewegung, die innerlich gesund sei und bleibe, brauche es, um den Genossenschaftsgeist und das Ideal zu bewahren. Als Kommunalpolitiker sehe er darin eine hohe kulturelle Aufgabe, gesunde billige Wohnungen zu schaffen. Am 21. Juli 1906 schuf die Stadt Zürich die erste gesetzliche Grundlage zum kommunalen und genossenschaftlichen Wohnungsbau. Dreissig Jahre Mitarbeit vermittelten dem beliebten und populären Magistraten Dr. Klöti ein klares Bild des genossenschaftlichen Bauwesens. Die ersten zehn Jahre, 1906 bis 1916, setzte die genossenschaftliche Bautätigkeit nur langsam ein. Als der Weltkrieg mit seiner bedrückenden Wohnungsnot kam und Mietwucher brachte, zeigten sich die Baugenossenschaften ihrer Aufgabe gewachsen. Die A. B. Z. sei eine der ersten Genossenschaften gewesen, denen der Dank der Behörden wie der Bevölkerung Zürichs gebühre. Begeisterung sei damals mehr wert gewesen als nüchterne Sachkenntnis. Heute könnten eine weitere Anzahl Genossenschaften ihr zehnjähriges Jubiläum bauen. Stadtpräsident Dr. Klöti konnte auch an Hand von Zahlen den Nachweis erbringen, dass der Vorwurf der Gegner der Baugenossenschaften, diese hätten den heutigen Wohnungsüberfluss verschuldet, vollkommen ungerechtfertigt ist. Sobald sich die ersten drohenden Anzeichen zeigten, reduzierten die Baugenossenschaften die Bautätigkeit, während die Spekulation und Planlosigkeit privater Wirtschaft die niederen Baukosten ausnützten und Wohnungen erstellten, also solche nicht mehr notwendig waren. Gesunde Wohnungen und prächtige Wohnkolonien hätten die Genossenschaften geschaffen. Von den 90,000 Wohnungen der Stadt Zürich seien 3000 kommunal und 11,000 auf genossenschaftlichem Wege erstellt. Ernst sei heute für die Baugenossenschaften die Zeit, die Situation schwierig. Die Rückzahlung

der hohen Baukosten – zugleich müssten die Mietzinse den gesunkenen Löhnen angepasst sein. Bei genossenschaftlichem Geist sei aber auch dieses Problem lösbar. Es gelte nur zusammenzuhalten. Wohnungsbau sei eine Politik auf weite Sicht. Die Gegner des genossenschaftlichen Wohnungsbaues seien auf der Lauer, keine Position aber dürfe preisgegeben werden. Man müsse dem Ideale Treue halten. Wohl sei der Mensch egoistisch, aber das genossenschaftliche Ideal vertrage sich mit einem gesunden Egoismus. Die wirtschaftlich Schwachen können nur etwas erreichen, wenn sie zusammenhalten. Aus ehrlicher Überzeugung klang das Schlusswort des verdienten Zürcher Stadtpräsidenten: «Das internationale Genossenschaftswesen lebe, blühe und gedeihe!»

Eine Fülle prächtiger Darbietungen vervollständigten die Feier und begeisterten alt und jung. Alle gaben ihr Bestes. Das Arbeiterorchester, das den musikalischen Teil trefflich beherrschte, der Ge-

mischte Chor Freundschaft durch seine Lieder, die Radfahrer durch ihre schwierigen Reigen. Ohrenschmaus und Augenweide boten allen etwas. Besonders aber die weissgekleideten Recken und Turnerrinnen fanden für ihre Freiübungen dankbare Zuschauer. Die Übungen an Reck und Barren aber erweckten Staunen und Bewunderung. Ohne den kleinsten Misston verlief das Volksfest auf dem Entlisberg. Ein wirkliches Volksfest, weil man die Freude am gemeinsamen genossenschaftlichen Wirken aus den Augen lesen konnte. Dieser Genossenschaftssinn zeigte sich auch an der beinahe lückenlosen prächtigen Illumination der Häuser. Mancher Blick fiel vom Tal her auf die ungezählten, rot leuchtenden Lampions auf dem Entlisberg und den andern genossenschaftlichen Wohnkolonien. Sie verkündeten tausendfachen Willen, der Genossenschaft Treue zu halten, und aber auch das prächtige Gelingen des 14. Internationalen Genossenschaftstages.

E. E.

20 Jahre ABZ

Am 30. Juli dieses Jahres waren es zwanzig Jahre her, dass in der Wirtschaft «Strauss» im Kreise 4 in einem nicht sonderlich freundlichen Nebenzimmer von 15 einfachen Männern die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich gegründet wurde. Dieser Gründungsversammlung war vorher schon eine eifrige, viel belachte und verspottete Werbetätigkeit des Gründers, hauptsächlich bei seinen Berufskollegen, den Eisenbahnern, vorangegangen. Es ist in der Tat eine nicht alltägliche Sache, wenn einer vorgibt, mit Mitgliederbeiträgen von 20 Rp. im Monat eine Baugenossenschaft gründen zu wollen, um, wie es in den ersten Statuten hiess: «... ihre Mitglieder so gut als möglich am Liegenschaftenmarkt zu beteiligen und dadurch denselben günstige Wohngelegenheit zu bieten». Die 20 Rp.-Beiträge stunden in gar keinem Verhältnis zu den im Liegenschaftsverkehr in Frage kommenden Beträgen. Zudem waren die Zeiten, zwei Jahre nach Beginn des «grossen» Krieges, ziemlich miese. Es soll denn auch ziemlich viele gegeben haben, die sich als Mitglieder werben liessen, weil sie die Idee so abwegig und originell fanden und weil sie die beharrlichen Werber mit ihrem «naiven Glauben» mal wieder los sein wollten. Andere rechneten auch damit, dass das Zahlen ja ohnehin nicht lang dauern werde.

Den massgeblichen Gründern hat, wie der zitierte Artikel der ersten Statuten zeigt, offenbar etwas anderes vorgeschwebt bei der Gründung, als was die A. B. Z. dann später geworden ist. Heute heisst es in den Statuten, die A. B. Z. wolle eine «gemeinnützige Genossenschaft, welche sich die Hebung der Wohnverhältnisse in Zürich und Umgebung, vor allem die der untern Volksschichten, zur Aufgabe macht», sein.

Die Interessenwahrung der Mitglieder war also im Anfang viel enger gedacht. Es überzog das unmittelbare Eigeninteresse, das in der Form von Gewinnbeteiligungen gedacht war. In der Folge sind jedoch Menschen als Mitarbeiter zu der Genossenschaft ge-

stossen, freiwillig oder gelegentlich auch gerufen, die eine weitere und gefestigtere Auffassung des Genossenschaftsgedankens vertraten, eine andere Zielsetzung nach und nach zur Geltung brachten. Dadurch ist die A. B. Z. eine gemeinnützige Genossenschaft geworden. Ein wesentlicher Teil des Verdienstes an dieser andern Zielsetzung kommt jedenfalls den beiden schon vor einigen Jahren verstorbenen Genossenschaffern A. Hintermeister und G. Heinrich zu. Beide waren durch eine jahrelange gewerkschaftliche und genossenschaftliche Tätigkeit geschulte überaus eifrige Mitarbeiter. Sie haben sich vielleicht nicht immer restlos verstanden, sie haben sich aber in für die A. B. Z. glücklichem Sinn in ihrer Arbeit ergänzt. Beider Arbeit war für die erspriessliche Entwicklung der Genossenschaft von grosser Bedeutung.

Die Idee, mittelst einer grossen, die breitesten Schichten des Volkes umfassenden gemeinnützigen Genossenschaft die Selbsthilfe der Mieter zu organisieren, um eine Verbesserung der Wohnungsbeschaffung für die untern Schichten zu erreichen und die Spekulation mit Wohnhäusern zu bekämpfen, vermochte, von unermüdlichen und überzeugungsstarken Werbern vertreten, in den Gewerkschaften und politischen Parteien, Hunderte von Arbeitern für die Sache zu werben. Die folgenden wenigen Zahlen mögen das belegen. 15 Mann waren es bei der Gründung mit einem gezeichneten Kapital von ganzen Fr. 375 (à fonds perdu-Beträge), im Frühjahr 1918 wurden schon 600 Mitglieder registriert, und 1919 zählte man schon über 1000. Erstaunlich ist dabei gewiss, dass beinahe vier Jahre mit so grossem Erfolg geworben werden konnte, ohne dass in diesen Jahren vom eigentlichen Programm etwas verwirklicht worden war.

Als dann aber in den Jahren 1919–1920 wirklich an die Ausführung der ersten fünf Einfamilienhäusern geschritten werden konnte und man daran ging, andere Projekte vorzubereiten, da wuchsen die Mit-